

Liebe Gemeinde,

das Lämmchen entgeht dem Fuchs, indem es zur Krippe gebracht wird. Und der Fuchs hat das Nachsehen, geht aber wenigstens nachsehen, wo sie das Lamm hinbringen. Und entdeckt eine ganz unfüchsische Seite an sich: Er freut sich mehr darüber, dass das Lämmchen das Kind warmhält, als dass es ihn sattmacht.<sup>1</sup> Wer hätte das gedacht! Ob er nun gleich zum Vegetarier geworden ist, ist uns hier nicht überliefert, aber immerhin. Beinahe paradiesische Zustände.

So wie das schon mal einer aus der Bibel erträumt, oder besser gesagt: gesehen hat, in einer fernen Zukunft. Dass nämlich Wölfe neben Lämmern grasen und Luchse neben Ziegen, und Vipern züngeln dem Kleinkind freundlich um das Händchen, mit dem es in ihr Erdloch greift. Bären, sagt er, weiden neben Kühen, Banker nehmen Occupy-Aktivisten auf ihrer Monatskarte mit, und Taliban teilen sich mit ISAF-Soldaten eine wärmende Suppe. Hartz4er sehen sich mit Start-up-Programmierern alte Urlaubsphotos an, Autonome helfen Anwohnern beim Autolöschen, und im Pool der Luxusvilla finden kostenlose Schwimmkurse für Migrantenkinder statt.

Das hat er alles gesehen, dieser Jesaja damals, und Fuchs und Lämmchen sind da ja schon mal ein ganz guter Anfang.

Ok, ernsthaft. Es hat sie so nicht gegeben. Überhaupt nicht weiß man, ob da in jener Nacht einer darauf verzichtet hat, einen anderen zu fressen. Im Gegenteil, ein paranoider König hat in den nächsten Tagen unter Bethlehems Säuglingen blind um sich geschlagen, um den einen vermeintlichen Konkurrenten zu treffen, und so geht das bis heute. Und unklar ist auch, wann unsere anderen schönen Beispiele das erste Mal stattfinden werden.

Warum dann nur hören durch die Jahrhunderte hindurch Christen und Christinnen nicht auf, davon zu reden, dieses Kind, dieser Mann von vor zweitausend Jahren sei der Friedensbringer? Warum nur hat es dieses Fest seiner Geburt geschafft, sich bis heute und in alle Kreise hinein, fromm oder nicht, mit dem Anspruch zu verbinden, wenigstens an diesen Tagen möge man doch bitte ...?

Vielleicht weil dies für so viele Menschen die eigene Erfahrung war und es auch immer wieder welche gab, die das auch umgesetzt und Zeichen gesetzt haben. Das Friedensangebot im Kind. Nicht wird der Starke überwunden durch den noch den Stärkeren und die Spirale der

---

<sup>1</sup> Inhalt des Krippenspiels

Gewalt damit doch nur noch ein Stück höher getrieben, sondern er kommt in der Krippe. Er rennt uns nicht die Tür ein, sondern bittet darum, in unser Herz gelegt werden zu dürfen. Dem können wir uns trauen, die Tür zu öffnen, und er schafft Frieden in uns, aber weil er Sohn des Höchsten ist, verheißt der Friede in mir doch immer auch noch mehr, verheißt, ein Anfang zu sein vom Frieden auch um mich herum.

So weit, so bekannt. Und so selten erlebt. In mir. Und um mich herum. Reine Theorie also, reines Dogma? Vielleicht. Aber nur solange ich nicht hinsehe. Aber ich sehe doch hin in die Unversöhnlichkeit in mir und in dieser Welt. Ja, und heraus kommt wieder nur das altbekannte Weiter-so. Vielleicht sollte man mehr woanders hinsehen. Denn es gibt da dieses Prinzip aus dem Computerleben, das wir auch auf unser restliches Leben anwenden können. Und das heißt WYSIWYG.

Es war in der Computerei ein großer Fortschritt, als man das Prinzip WYSIWYG erfand. WYSIWYG, das bedeutet „What you see is what you get“, auf Deutsch „Was du siehst, ist, was du bekommst“. Die Revolution, dass die Dinge tatsächlich so ausgedruckt werden, wie man sie auf dem Bildschirm sieht. Vorher sah man auf dem Bildschirm Computerbefehle, die sich auf dem Weg zum Drucker hoffentlich in das entsprechende Aussehen verwandelten. Man musste sich das am Bildschirm mühsam vorstellen, wie das nachher wohl aussieht. Aber ganz sicher war man nie. Bis es WYSIWYG gab. Das erhöhte wenigstens die Wahrscheinlichkeit. Aber immerhin erheblich.

WYSIWYG. Was du siehst, ist, was du bekommst. Der Ausdruck spiegelt den Bildschirm wider. Und jetzt eben: Die Was ich sehe, habe ich in mir. Die Bilder, die ich sehe, gestalten mich. Ich bin ein Spiegel. Ich werfe in diese Welt das Bild zurück, das aus dieser Welt in mich hineingefallen ist. Welches Bild ist das? Was sehe ich? Wo sehe ich hin? Welchem Bild erlaube ich, in mich hineinzufallen? Welches Bild will ich zurückspiegeln?

Das Problem mit dem Glauben ist: Er kann nicht nur geglaubt werden. Er muss aus dem Ansehen leben, will er zur Welt kommen. Der Himmlische sieht mich an, den Himmlischen soll ich ansehen, ihn betrachten, ihn meditieren, mir sein Bild vor Augen führen, damit er sich in mich hinein und aus mir heraus spiegelt. Damit ich ihn widerspiegle. Dazu hat Gott in Jesus uns sein Gesicht gezeigt, ist in ihm uns Gottes Menschenfreundlichkeit erschienen. Damit wir es ansehen. Und widerspiegeln.

Oder vom Sehen zum Hören: Martin Walser lässt in seinem jüngsten Roman den titelgebenden Muttersohn, der glaubt, er sei ohne Vater zur Welt gekommen, sagen: „Ich bin ein Echo

und weiß nicht, von was.“ Wir sind Spiegel, wir sind Echo. Mit dem Unterschied, dass wir entscheiden können, welchen Bildern, welchen Worten wir uns zuwenden wollen. Zum Beispiel eben diesen:

Füchse freuen sich, dass Lämmer nicht in ihrem Bauch landen, sondern kleine Könige wärmen, Banker nehmen Occupy-Aktivisten auf ihrer Monatskarte mit, und Taliban teilen sich mit ISAF-Soldaten eine wärmende Suppe. Hartz4er sehen sich mit Start-up-Programmierern alte Urlaubsphotos an, Autonome helfen Anwohnern beim Autolöschen, und im Pool der Luxusvilla finden kostenlose Schwimmkurse für Migrantenkinder statt. Und ich, ich sehe mir das alles an und höre da hin, damit es sich in mir und aus mir spiegele, damit es in mich und aus mir zurückklinge. Das Kind in der Krippe, gelegt in mein Herz. Amen.